

## Klassische Archäologie

Nikolaus Dietrich, Johannes Fouquet und Corinna Reinhardt, **Schreiben auf statuarischen Monumenten. Aspekte materialer Textkultur in archaischer und frühklassischer Zeit.** Materiale Textkulturen, Band 29. Verlag De Gruyter, Berlin und Boston 2020. 242 Seiten, 53 schwarzweiße und 18 farbige Abbildungen.

Das Buch ist im Rahmen des in seiner dritten Förderphase stehenden Heidelberger Sonderforschungsbereiches 933 »Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften« entstanden. Es präsentiert Forschungserträge des Teilprojekts (A 10) »Schrift und Bild in der griechischen Plastik: Exemplarische Untersuchung am Beispiel Athens und Olympias von der Archaik bis in die Kaiserzeit« unter Anwendung einer »praxeologisch orientierten Artefaktanalyse« mit ihren epistemischen Werkzeugen der »Materialität«, »Präsenz«, »Topologie« und »Praxeologie von Artefakten« (nach M. Hilgert, Mitt. Dt. Orient-Ges. 142, 2010, 114 f.). Im vorliegenden Band, der Ergebnisse aus der ersten Förderphase (2011–2015) vorstellt, nimmt das klassisch archäologisch ausgewiesene Forscherteam um Nikolaus Dietrich (Teilprojektleiter), Johannes Fouquet und Corinna Reinhardt (bis 2017) anhand exemplarischer Untersuchungen zu statuarischen Denkmälern mit Inschriften die archaische und frühklassische Epoche in den Blick.

Die Untersuchungen verstehen sich als Desiderat angesichts der von Archäologie und Epigraphik lange betriebenen Vernachlässigung der Materialität (S. V) von Statueninschriften, die dadurch zu »immateriellem Text« (S. 22) geraten seien. Namentlich die archäologische Forschung habe ihre Aufmerksamkeit vorrangig auf die Statuen gerichtet und die zugehörigen Inschriften bestenfalls als informative Quelle für die Benennung der dargestellten Individuen, historische und topographische Kontextualisierungen, Bildhauerfragen und anderes herangezogen (ausführlich Dietrich, S. 1–29).

Leider bildet die damit gleich zu Beginn geäußerte, per se berechtigte Kritik an selektiven Betrachtungsweisen die forschungsgeschichtliche Realität nicht hinreichend differenziert ab. Das Begreifen der vielfältigen Bedeutungsebenen von Inschriften, das gerade nicht allein von den reinen Textinhalten, sondern vielmehr maßgeblich vom Zusammenwirken von Text und physischer Ausgestaltung ausgeht, ist nämlich spätestens seit den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts in der einschlägigen epigraphischen Forschung alles

andere als ein weißer Fleck. Anleihen bei ausgewählten theoriegeleiteten Konzepten standen dabei zugegeben ebenso wenig zur Diskussion wie auch der Begriff der »Materialität« selbst, trotz der offensiv betriebenen Berücksichtigung des Gegenständlichen. Indes entstand dieses Forschungsinteresse kaum zufällig synchron zum aufkommenden »material turn«. Die gleichzeitigen und späteren systematischen Corpora wohledierter und gut lesbarer transkribierter Inschriften, in welchen die Epigraphika in Wort und Bild in ihrer Monumentgebundenheit vorgelegt sind und damit, anders als von Dietrich verallgemeinernd dargestellt, gerade nicht »die Reduktion auf ihre Texte und damit letztlich ihre »Entmaterialisierung« (S. 19) vollführen, sind dafür Zeugen: so etwa das explizite Bekenntnis der Inscriptiones Graecae zur Bedeutung der autoptischen Revision der originalen Schriftträger (<http://ig.bbaw.de/ueberblick/ueberblick#Bedeutung>) sowie die Praxis der neu konzipierten CIL-Bände (II<sup>2</sup> partes V. VI. XIII. XIV; VI pars VIII fasc. 2 u. 3) mit ihrer dezidiert ganzheitlichen Darstellung epigraphischer Zeugnisse. Nicht zu vergessen die zahlreichen analytisch-interpretierenden epigraphischen Studien (z. B. W. Eck, Tra epigrafia, prosopografia e archeologia. Scritti scelti, rielaborati ed aggiornati [Rom 1996], siehe bes. 9 f.) bis hin zu den von der epigraphischen Community initiierten interdisziplinär geführten Diskursen (»Öffentlichkeit – Monument – Text«, <https://congressus2012.aiegl.org/deutsch.html>). Kurzum: Der vorliegend geübte Verzicht auf eine kritisch anerkennende Benennung der »Epigonen« der gegenwärtigen Erforschung von »Materialität« und auf das entsprechende Eingehen auf die längst auf breiter Ebene thematisierten physischen Implikationen von Inschriften ist irreführend und geht zu Lasten einer ausgewogenen Darstellung.

Ziel und Anspruch des Buches bestehen darin, den »Statueninschriften [...] die Materialität zurückzugeben« (S. 211). Methodisch wird hierfür auf »intensive Nahsicht des Materials« gesetzt (S. 105). Neu an dieser Herangehensweise ist, dass hier ein Team mit explizit archäologischer Expertise die Inschriften der Statuenmonumente ihres Fachgebiets in den Blick nimmt und so in ein gewöhnlich von Epigraphikern bearbeitetes Feld vordringt. Dieser Perspektivwechsel, der unter bestimmten Bedingungen als Korrektiv oder Komplement bestehender epigraphischer beziehungsweise archäologischer »Betriebsblindheit« nur hilfreich sein kann, ist zu begrüßen.

Mit seiner klaren Konzeption und schlüssigen Gliederung ist der Inhalt des Buches auch für in die übergeordneten Fragestellungen des Sonderforschungsbereichs nicht Eingeweihte gut nachvollziehbar. Allein die gewählte numerische ‚Gliederung‘, die für Kapitel wie Unterabschnitte einzig mit römischen Zahlen operiert, während weitere Untergliederungen unnummeriert bleiben, konterkariert die eben gelobte Nachvollziehbarkeit für den Leser ohne jede Not. Die Autoren fokussieren anhand von drei exemplarisch zusammengestellten Monumentgruppen in je eigenen Kapiteln auf spezifische Phänomene der »Materialität« von Inschriften: erstens auf archaischen attischen statuarischen Grabmälern (erstes Kapitel, S. 31–102, Reinhardt), zweitens auf dekorativ bossierten spätarchaisch-frühklassischen attischen Statuenbasen (zweites Kapitel, S. 103–145, Fouquet), drittens an der früharchaischen, delischen Nikandre-Weiheung (drittes Kapitel, S. 147–193, Dietrich). Eine forschungsgeschichtliche Einleitung zur »Materialität des Geschriebenen in der griechischen Plastik« (S. 1–29, Dietrich) sowie ein viertes Kapitel kontrastiver »Perspektivierungen ex post« (S. 195–210, alle Autoren) samt Schlusskapitel (S. 211–214, alle Autoren) fassen die drei analytischen Kapitel, die den Kern des Buches ausmachen, ein und bündeln sie. Eine englische Zusammenfassung (S. 215–218), ein Literaturverzeichnis (S. 219–236) und Indizes (S. 237–242) runden das Werk ab. Trotz der jeweiligen Autonomie der Kapitel wird teils übereinstimmend, teils differenzierend und abgrenzend aufeinander Bezug genommen, wodurch sich die Studie als vitales Ergebnis eines produktiv interagierenden Teams erweist. Qualitativ hochwertige Abbildungen und katalogartige Anhänge (zum ersten Kapitel, S. 97–102; zum zweiten Kapitel, S. 140–145) bieten hilfreiche Orientierung.

Im ersten, mit knapp siebzig Seiten längsten Kapitel (›Schrift am Grabmal. Zur Materialität der Inschriften an archaischen Grabmälern aus Athen und Attika‹) liegt der Fokus von Frau Reinhardt auf Fragen nach den Arten des Beschreibens funerealischer Statuenmonumente des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts mit Inschriften in »der Einheit von Text und Grabmal« mit Bild des Verstorbenen (S. 31). Geleitet von den Fragen, »wie am Grabmal der Text ›materialisiert‹ wurde«, welcher Bezug »zwischen der Inschrift und dem Grabmal entstand« und welche Bedeutung der »formale[n] Gestaltung der Schrift« im Zusammenhang von »Bild und Text am Grabmal« zukam (S. 31), nähert sich Reinhardt aus drei unterschiedlichen Blickwinkeln der spezifischen, insbesondere ästhetischen Rolle der Inschriften. Hierfür wird in je einem eigenen Abschnitt nach der zentralen Stellung der »Figur« (S. 33–65) und des »Monument[s]« (S. 66–90) gefragt, schließlich resümierend Zusammenhänge von »Bild und Inschrift – Bild und Text« (S. 91–96) erörtert. Die Abschnitte I und II sind in ein heterogenes Bündel von Unterabschnitten gegliedert. Zum Abschnitt I (›Figur‹): »Position der Inschriften« (S. 33–47), »Begründung der Inschriften-Position« (S. 48–51), »Gestaltung der Grabinschrift als formaler Indikator für einen Zusammenhang zwischen Inschrift

und Figur?« (S. 51–55), »Position der Bildhauerinschrift im Verhältnis zur Grabinschrift« (S. 55–62), »Name und Figur« (S. 62–65). Zum Abschnitt II (›Monument‹): »Ausrichtung und Orientierung der Buchstabenketten« (S. 67–69), »Anordnung der Buchstaben in Bezug zum beschriebenen Bereich« (S. 67–69; 70 f.) / »Wirkung der Schrift: Linien, Rahmung, Farbe und Kontrast« (S. 72–83) / »Leitet die Inschrift den Betrachter am Grabmal?« (S. 83–86) / »Zusammenfassung. Inschrift und Monument« (S. 87–90). – Ein kurzer »Anhang« (S. 97–102) beschließt dieses Kapitel.

Konkrete Untersuchungsobjekte sind Zeugnisse der attischen – und zum Vergleich auch der gleichzeitigen und älteren böotischen (Dermys und Kitylos, 580/70 v. Chr., Abb. 1.9; Agathon und Aristokrates, 510/500 v. Chr., Abb. 1.14) – Grabkunst, deren Inschriften und statuarische Teile des Denkmals erhalten oder zumindest in ihrer ursprünglichen Existenz gesichert sind. Dazu zählen der Basisblock des Grabpfeilers des Neilonides aus dem letzten Viertel des sechsten Jahrhunderts mit vertikal und horizontal positionierten Inschriften (Abb. 1.2) genauso wie die gleichzeitige palmettenbekrönte Grabstele des Antiphanes (Abb. 1.5) mit einfacher Inschrift auf dem Schaft unterhalb einer gemalten Darstellung eines Hahns, außerdem die ebenfalls zeitgleiche Grabstele des Aristion (Abb. 1.6 und 1.16) mit kurzen horizontalen Inschriften im unteren Bereich der Stele unterhalb der Darstellung des Verstorbenen und auf der Basis, schließlich als ältestes herangezogenes attisches Beispiel (wenngleich wohl aus ionisch-kykladischem Umfeld, siehe Fouquet 130) die Basis der Grabstatue der Phrasikleia (550/40 v. Chr.; Abb. 1.18a und Abb. 1.22 und Abb. 1. 13a u. b) mit ursprünglich rot umrahmter Inschrift auf der Basis.

Die jeweiligen Einzelbeobachtungen sind durchweg interessant. Besonderes Augenmerk ist auf die – jenseits ihrer hier nicht weiter erörterten inhaltlichen Bedeutung – ästhetischen Aspekte von Inschriften (S. 33 u. 66 passim) gelegt: Inschriften werden nicht von Elementen des Inschriftträgers gerahmt, sondern sie selbst fungieren als Rahmung und dekorativ-ornamentale Elemente, »als Ornamentbänder« (S. 73) jener Statuenbasen. Die tatsächlich vorhandene rote ›Rahmung‹ der Inschrift der Phrasikleia wird in diesem Zusammenhang so erklärt, dass dieser »Rahmen keine Einrahmung der Inschrift meint, da er sich auch auf den nicht-beschrifteten Seiten der Phrasikleia-Basis findet« (S. 74–76). Dass gestalterisch keinerlei Bezugnahmen zwischen Inschrift und Statue angestrebt werden (S. 51–55) – anders als etwa bei den Namensbeischriften attischer Vasen (S. 55) oder eben der Grabstele des Dermys und des Kitylos (S. 46) – wird als weitere wichtige Beobachtung herausgearbeitet.

Ungeachtet der aus solchen Detailbeobachtungen gewonnenen Ergebnisse ist der Lesegenuss insgesamt gedämpft. Verantwortlich dafür sind unter anderem kategoriale und terminologische Inkonsistenzen und Unschärfen, die das Nachvollziehen der zugrunde gelegten analytischen Parameter und der argumentativ erschlossenen Interpretation am Untersuchungsgegenstand erschweren. So fehlt vor allem eine Definition der

keineswegs selbsterklärenden Kategorie der »Materialität« – ein Manko, das dem gesamten Band anhaftet. Im vorliegenden Kapitel wiegt dies umso schwerer, als der Begriff, wenngleich mit beiläufiger Selbstverständlichkeit (»Zurück zur [...] Frage [...] nach der Materialität der Inschriften«, S. 96), von Überschrift und zwei Fußnoten abgesehen, erstmals hier im letzten Abschnitt des Kapitels fällt! »Materialität« gerät hier, vermutlich unfreiwillig, zur gleichsam pflichtschuldig eingeschobenen Worthülse.

Nicht weniger abstrakt und irritierend stellt sich die Verwendung der Kategorie »formal[e] Phänomene« (S. 33) dar, die der Untersuchung der Grabmonumente zugrunde gelegt werden sollen, obwohl damit offensichtlich anderes als – dem eigentlichen Wortbeziehungswise Bedeutungssinn nach – rein äußere Erscheinungen gemeint sind. So werden, um einen Schlüsselsatz herauszugreifen, etwa die (unkommentiert als »Beischrift« angesprochenen) Namensinschriften im Bildfeld der (böotischen) Grabstele des Dermys und des Kitylos als Belege für ein »tatsächlich [...] anderes Konzept und eine bewusste formale Bezugnahme zwischen Namen und Figuren« bezeichnet (S. 46). Die damit angesprochenen Gestaltungsmodi der wechselseitigen Bezugnahmen von Inschriften und bildlichen Darstellungen (S. 33; 36 f. 40 passim) betreffen jedoch – weit über »formale Phänomene« hinaus – wesentliche kompositorische (und inhaltliche) Ausdrucksformen. Dies sollte aber auch so benannt werden dürfen. Das schlichte Bedienen unzutreffender und Ausschließen sachdienlicher Kategorien ist unnötig und irreführend. Ähnliches gilt für Ungenauigkeiten im sprachlichen Ausdruck: So besagt beispielsweise die Emphase einer »bewussten [...] Bezugnahme« nichts und soll wohl für »absichtsvoll« stehen. Was ferner das Konzept der hier untersuchten attisch-archaischen Grabstelen im Gegensatz zum »anderen Konzept« der böotischen Stücke nun »tatsächlich« ausmacht, bleibt als »Tatsache« unbestimmt, während zirkelschlüssig eine letztlich nicht weiter beschriebene Differenz in der Bild-Text-Praxis zwischen Attika und Böotien postuliert wird. Auch wenn diesen Uneindeutigkeiten vielfach »nur« sprachliche Ungenauigkeiten zugrunde liegen, müht sich der Leser oft vergeblich darum, die Stringenz der Argumente auszumachen.

Ohne Erkenntniswert, da bar jeder diskursiven Verortung, ist auch das undifferenzierte Operieren mit willkürlichen Prämissen und Hypothesen. Ein Beispiel von vielen: »Eine besondere Nähe der Inschrift (und damit des Namens [sc. des Antilochos]) zu dem auf der Säule vielleicht zu rekonstruierenden Kouros wurde aber offenbar nicht gesucht, da die Inschrift auf der Stufenbasis und nicht auf dem Kapitell steht. Stand auf der Säule aber ursprünglich kein Kouros, wird der Betrachter die Hervorhebung des Namens [sc. durch Zweipunktzeichen] rein textimmanent verstanden haben« (S. 54 Anm. 146).

Die Präsentation der besprochenen Denkmäler erfolgt in einer quantitativ großzügigen und qualitativ sehr guten Bildauswahl.

Leider sind die besprochenen und abgebildeten Inschriften der Statuenmonumente nur ausnahmsweise transkribiert, so dass diese mühevoll und den Lesefluss unterbrechende Arbeit dem Leser, dem die Feststellung des »rein formalen« Vorhandenseins einer Inschrift nicht genügt, überlassen wird. Fehlende Corpus-Referenzen erschweren zudem die Eigenrecherche, besonders bei schlecht erhaltenen Inschriften (so S. 35 Abb. 1.1). Ein solches Ausblenden des Geschriebenen erstaunt angesichts der Forschungsfrage. Der knappe, katalogartig aufgebaute »Anhang« (S. 97–102), der sich allerdings nur als Komplement zu bereits bestehenden Zusammenstellungen attisch-archaischer Grabmonumente versteht, hätte sich dafür ebenso angeboten wie die Wiedergabe der Transkriptionen bei den Abbildungen und somit im ganz »schriftbildlichen« Sinne (angelehnt an S. 188–190).

Insgesamt sind dem Beitrag von Reinhardt zahlreiche interessante und grundlegende Beobachtungen zur Ausgestaltung von attisch-archaischen Statueninschriften in ihrem Verhältnis zu den statuarischen Monumenten zu verdanken. Bei aller Vielfalt der Beispiele bleibt es strukturell jedoch bei exemplarisch herausgearbeiteten Einzelaspekten und entsprechend isolierten Erklärungsversuchen (z. B. der Abschnitt »Begründung der Inschriften-Positionen«, S. 48–51). Eine grundlegende Analyse nach klar definierten, konsistenten und den komplexen (bildlichen, sprachlichen, monumenttypischen, kontextuellen, kulturgeographischen, und »materialen«) Ausdrucks- und Bedeutungsebenen der statuarischen Zeugnisse Rechnung tragenden Kriterien bleibt somit ein Desiderat.

Das zweite Kapitel »Dekorative (Un)fertigkeit. Zum Prozess des Beschreibens auf einer Gruppe von spätarchaisch-frühklassischen Statuenbasen aus Athen« nimmt auf rund vierzig Seiten die »Faktur des Geschriebenen« (S. 103) auf bossierten Motivbasen der ersten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts aus Heiligtümern in den Blick. Der Autor Fouquet vergleicht in seiner eingehenden Analyse die dort zu findenden Praktiken des Beschreibens mit jenen der älteren (im ersten Kapitel betrachteten) attisch-archaischen sepulkralen Statuenbasen ohne bossierte Oberflächengestaltung. Umrahmt von »Vorbemerkung« (S. 103–105) und »Schlussbetrachtung« (S. 138 f.) werden in sechs Abschnitten sowohl technische als auch bedeutungsbezogene Aspekte der »Praxis des Beschreibens« (S. 137) abgehandelt: »Werkzoll und Bossierung an Säulen- und Blockbasen« (S. 105–112), »Randschlag und Spiegel« (S. 112–125), »Zwischenfazit: Unfertiges, Geschriebenes, Bilder« (S. 125 f.), »Avant la lettre: Die Basis der Phrasikleia und die Ursprünge der dekorativen Unfertigkeit« (S. 126–131), »Neue visuelle Ästhetik: Ionische Bildhauer im spätarchaischen Athen« (S. 131–133) und »Zerstörte Tempel: Dekorative Unfertigkeit im Zeichen der Perserkriege?« (S. 133–138). Dies geschieht uneinheitlich teils lediglich knapp beschreibend, teils analysierend, teils rasionierend. Ein »Anhang« (S. 140–145) führt – sortiert nach Basentypen – Inschriftentranskriptionen und

grundlegende Metainformationen zu den herangezogenen statuarischen Monumenten zusammen.

Aufbauend auf projektimmanenten Ergebnissen, wonach die Konzeption des Layouts von Inschriften auf archaischen Bildwerken und Basen »den Schreibgrund nicht als abstrakt-autonomen Raum begreift, sondern [...] die Objekte im engeren Sinne beschriftet« (S. 104), stellt Fouquet nun hinsichtlich der absichtsvoll unfertig gestalteten Statuenbasen die Frage nach Analogien oder signifikanten Abweichungen. Die Annäherung erfolgt anhand ausgewählter Beispiele: Zum einen Säulenanthem (S. 107, Abb. 2.1 und 2.2) des frühen fünften Jahrhunderts mit vertikal auf eigens dafür geglätteten Streifen angebrachten Widmungsinschriften bei sonst gespitzter Säulenoberfläche und auf unvollständig ausgeführten Kannelierungen; zum anderen Stufenbasen und Basisblöcke (S. 111–113, Abb. 2.6 und 2.5) des ausgehenden sechsten beziehungsweise mittleren fünften Jahrhunderts mit anathyroseartig zugerichteten beziehungsweise bossiert belassenen und ebenfalls nur im Bereich der Inschriften geglätteter Oberfläche; schließlich vergleichend herangezogene architektonische Elemente (Abb. 2.15) mit wiederum anathyroseartiger Zurichtung, jedoch für den Bereich der Inschrift ohne eigens ausgeführte Glättung. Fouquet kommt zu der Erkenntnis, dass das mit dem beginnenden fünften Jahrhundert neu aufgekommene Phänomen der »Unfertigkeit« als Gestaltungselement schlicht einer »repräsentativen bzw. ästhetischen Aufwertung« (S. 126) von Monumenten diene. Diesem Non-finito liegt unbestritten kein reales Unvollendetsein zugrunde und ihre anderweitig bereits reklamierte Deutung im Sinne einer Semantik der Perserkriege (als Reminiszenz an den von den Persern zerstörten Vorparthenon) schließt der Autor überzeugend aus (S. 133–138). Jedoch fand diese neue Ästhetik »dekorativer (Un)fertigkeit« keine Entsprechung in der gleichzeitigen »Praxis des Beschreibens«, welche »ein dezidiertes Festhalten an Bekanntem« kennzeichnet, »indem sich die Disposition des Geschriebenen weiterhin eng an der Materialität ihres Trägers ausrichtet« (S. 138).

In diesem Kapitel irritiert einmal mehr die durchgehend unvermittelte, kaum diskursive Verwendung des Begriffs der »Materialität«: So wenn festgestellt wird, dass der Schreibgrund auf Statuenbasen »kein abstrakter, losgelöster Raum, sondern eng an die Materialität des Blocks gebunden« sei (S. 104). Denn abgesehen davon, dass ein (zweidimensionales, z. B. S. 160 passim) Inschriftenfeld ohnehin keinen »Raum« darzustellen vermag und man sich zudem fragt, wie eigentlich und warum überhaupt ein solcher sehr konkreter »Schreibgrund« sich an einem physischen Monument (»Block«) je »abstrakt« und »losgelöst« ausnehmen könnte, stellt sich schlicht die Frage, wo, wenn nicht auf »Material«, eine Inschrift denn sonst aufgebracht sein sollte – ein Grundproblem, das mutmaßlich den gesamten Materialitätsdiskurs (nicht allein dieses Bandes) begleitet. Welchem Erkenntnisgewinn soll also eine gegen jede Evidenz ausgeführte, letztlich kontrafaktische Aufspaltung des eigentlich und tatsächlich Zusammengehöri-

gen (Schreibgrund auf der Basis einer Statue), dem doch eigentlich eine »einheitliche Konzeption zugrunde liegt« (so ja sehr richtig S. 108), dienen, wenn sie letztlich genau aufgrund genannter Evidenz wieder zurückgenommen werden muss? – Oder angesichts des immer wieder bemühten und doch undifferenziert eingesetzten »Zauberworts« der »Materialität« anstelle anderer treffenderer Begriffe; dies etwa beim Hinweis auf »den Kontrast von Randschlag und Spiegel«, deren »Zurichtung« oder »Machart« nicht als solche angesprochen, sondern wiederum verunklärend und unzutreffend einfach als Ausweis von »Materialität« bezeichnet werden. Wieder einmal wird »Materialität« (und ihr offenbar sehr weites Bedeutungsfeld) entgegen ihrer projektbezogenen Relevanz weder definiert (siehe oben) noch vor allem in der ihr zugesprochenen leitbildlichen Funktion systematisch mit den Evidenzen aus den herangezogenen Monumenten korreliert. Ob zu Recht oder zu Unrecht – genau dies wäre eigentlich am Gegenstand kritisch zu diskutieren – gerät »Materialität« so in den Verdacht einer wohl »pflichtschuldig« zitierten, aber nicht hinreichend profilierten Begrifflichkeit, deren epistemische Tauglichkeit letztlich auf der Strecke bleibt.

Unnötig subjektivistisch und undifferenziert erscheint es auch, wenn »den Sehgewohnheiten des modernen Betrachters zuwiderlaufend[e]« Merkmale der Ordinierung einer Inschrift (hier und auch sonst im Band als »Layout« bzw. »Layout«, »Schriftlayout« und »Inschriftenlayout« bezeichnet; siehe auch ausführlich Dietrich, S. 150–160) als »bemerkenswert« tituliert werden, das gewählte Stoichedon-Arrangement einer Inschrift, »zweifelsohne aus dem ornamental-dekorativen Reiz dieses Schriftlayouts« heraus »erklärt« wird und es als »umso erstaunlicher« erachtet wird, wenn Inschrift und Oberflächengestaltung nicht miteinander korrelieren (S. 113). Nahezu alle für sich genommen bedenkenswerten Beobachtungen hätten es demgegenüber verdient, in ihrer objektiven Unmittelbarkeit herausgestellt und ihrer (zumal von modernen Perspektivierungen) unvoreingenommenen Interpretation vorgestellt zu werden.

Beim als dokumentarische Handreichung ausgesprochen nützlichen Anhang vermisst man leider Verweise auf die sehr guten Abbildungen im Text. Einzige kleinere Monita zum Bildapparat betreffen das Vorliegen teils doppelt vorkommender Abbildungen (z. B. Abb. 1.18 a = Abb. 2.13 a), teils fehlender Referenzen auf komplementäre Abbildungen in anderen Kapiteln (z. B. zweites Kapitel Anm. 376: Hier wäre der Leser für einen Hinweis auf das erste Kapitel Abb. 1.22 mit der Wiedergabe der farblichen Rekonstruktion des Monuments der Phrasikleia dankbar).

In der Summe obsiegt jedoch nach Lichten eines nicht immer hilfreichen terminologischen beziehungsweise gedanklichen »Materialitätsnebels« der Eindruck einer anregenden Erörterung eines gerade aus der Warte der Gestaltung der Inschriften bislang nicht in dieser Intensität betrachteten Phänomens.

Das dritte Kapitel (»Überlegungen zum Layout griechischer Statueninschriften ausgehend von der Nikand-



re-Weihung») ist auf knapp fünfzig Seiten der intensiven und kleinteiligen Analyse der »materiellen Erscheinungsformen von Geschriebenem« (S. 160) und der Erörterung der »allgemeinen Grundlagen des Layouts von Statueninschriften« (S. 212) gewidmet. Anhand eines ausgewählten Monuments, der Nikandre-Weihung aus dem mittleren siebten vorchristlichen Jahrhundert, hinterfragt Dietrich nach einleitenden Ausführungen (S. 147–149) die genannten Erscheinungsformen unter acht Gesichtspunkten in den Abschnitten »Was bedeutet Layout bei archaischen Statueninschriften« (S. 150–159), »Das Finden eines geeigneten Schriftgrunds: Plan und Umsetzung« (S. 160–163), »Schriftstreifen statt Schriftzeilen« (S. 163–171), »Schriftliches, figürliches und ornamentales Füllen von Flächen« (171–175), »Scriptio continua und das Lesen von Schriftstreifen« (S. 175 f.), »Position und Ausrichtung der Inschrift an der Statue« (S. 177–179), »Zur Stellung des Beschreibens im Produktionsprozess« (S. 180–187) und »Statue und Inschrift: Kontinuum oder Bruch?« (S. 187–193), wobei der Fokus auf den Kernfragen von »visueller Präsentation« und »materieller Produktion« (S. 187) gelegt ist.

Zu den zentralen Erkenntnissen zählen erstens die vorherrschende, als »Grundmodul des Inschriftenlayouts« bezeichnete Konzeption eines »flächig-zweidimensionalen Textblocks« anstelle von (erwartungsgemäß) »linear-eindimensionalen Zeile[n]« (S. 164). Dabei täte es offenbar nichts zur Sache, dass die Weihinschrift, anders als bei den meisten der hier untersuchten Inschriften, seitlich auf der Statue selbst angebracht ist, was gerade auch die im Band mehrfach angesprochenen Stoichedon-Inschriften auf Statuenbasen zu bestätigen scheinen, in deren Logik, welche einer »Architekturdekorslogik« folge (S. 167), Stoichedon ebenfalls das »flächen- und nicht linienbezogene Layout-Prinzip archaischer Schriftstreifen [...] konsequent weiterführt« (S. 169). Zweitens die Ähnlichkeiten zwischen den Layoutprinzipien von Bildfriesen und Textstreifen mit einer gleichmäßigen Verteilung der Figuren beziehungsweise Buchstaben (»scriptio continua«), welche sowohl das »Prinzip der Isokephalie« verbindet (S. 171) als auch den Betrachter dazu auffordert, Figuren beziehungsweise Buchstaben erst zu trennen, um sie dann wieder zusammenzulesen (S. 172).

In Verbindung mit der Feststellung des allgemeinen Prinzips, wonach die Ausrichtung der Inschrift mit jener des Inschriftenträgers (Originalzitat: »materiellen Inschriftenträgers«) korrespondiert (S. 177), ist auch dies eine gute Beobachtung, wobei fraglich bleibt, ob dem tatsächlich eine einheitliche Motivation und Konzeption zugrunde gelegen hat. Dietrichs – von ihm selbst mit einem Fragezeichen versehene – »Arbeitshypothese«, wonach »Statue und Inschrift gemeinsam Teile einer bild-schriftlichen Gestaltung statuarischer Monumente seien, mithin, dass zwischen Statue und Inschrift ein grundsätzliches ästhetisches Kontinuum liege« (S. 188), ist für den ersten Teil gewiss zu bejahen, während der zweite in dieser Grundsätzlichkeit wohl in einem dia-

chronisch weiter gefassten Rahmen beurteilt werden müsste.

Als entscheidenden Impulsgeber für seine Untersuchungen benennt Dietrich die als »höchst nützlich« eingeschätzte »zusammenfassende Darstellung griechischer Statueninschriften aus epigraphischer Perspektive« durch Klaus Hallof (Der Neue Overbeck. Die antiken Schriftquellen zu den bildenden Künsten der Griechen I [Berlin und New York 2014] S. XXIX–LIV; 147). Diesem Werk – noch in der Einleitung als »Entmaterialisierung der Statueninschriften« (S. 19) bewertet, womit »die Statueninschrift und ihr Schriftträger [...] nochmals an Materialität (verliert)«, ja gar an »Bildwürdigkeit« und »Anerkenntnis ihrer materiellen Qualitäten eingebüßt habe (S. 21) – will der Autor eine »(bild-)archäologische« und auf »Fragen der Materialität« (S. 147) fokussierte »Perspektive auf Statueninschriften an die Seite« stellen.

Über die vielfältigen bedenkenswerten, oben angesprochenen Beobachtungen hinaus erfolgt genau das letztlich nicht, nämlich ein An-die-Seite-Stellen der archäologischen an die epigraphische Perspektive sowie eine grundlegende Auseinandersetzung mit der kritisierten Darstellung Hallofs. So befremdet es vielmehr, wenn additiv von der »Nikandre-Weihung und ihre[r] Inschrift« (S. 147) die Rede ist (dies vielleicht auch nur eine nicht zu überbewertende Ungenauigkeit?), während es ein Grundkonsens in der epigraphischen Forschung ist, Inschriften als integrale Bestandteile solcher Weihungen zu begreifen, da Statue und Inschrift eine solche Weihung erst konstituieren.

Irritierend und wenig hilfreich, selbst angesichts mitunter unbefriedigender Editionen, bleibt auch die Bemerkung, »wie weit das Layout einer Statueninschrift in ihren wissenschaftlichen Editionen entfernt sein kann von der räumlichen Disposition der Buchstaben auf dem materiellen Schriftträger« (S. 147). Denn abgesehen davon, dass das angesprochene »flächenbezogene Layoutprinzip« mit der Vorstellung einer »räumlichen Disposition« (S. 169) nicht unvermittelt übereingehet, folgt darauf keine weitere (lösungsorientierte) Diskussion. Die so letztlich nur als diffuser Schatten in den Raum gestellte Kritik an der wissenschaftlich-epigraphischen Praxis erweist sich damit allerdings als unangemessen; nicht zuletzt werden damit etwa auch die vielfältigen Bestrebungen in den Digital Humanities schlicht ignoriert, bei denen es unter maßgeblicher Beteiligung der Epigraphik unter anderem gerade um die typographisch abbildbare Clusterung mehrfacher Metainformationen von Inschriften geht. Dies betrifft auch die – von Dietrich vermisste – adäquate Auszeichnung von häufig nicht deckungsgleichen Metrum- und Zeilengrenzen (»Missachtung metrischer Untergliederungen«, S. 162), während die integrative Erfassung des Gesamtmonuments tatsächlich längst zum unabdingbaren epigraphischen Methodenkanon gehört.

Schließlich geht das ausgeprägte und prinzipiell willkommene Bemühen des Autors um »intensive Nahsicht« (S. 1) gelegentlich zu Lasten einer ebenso nötigen Distanz sowohl zum Objekt als auch zur angewandten Metho-

de. So unter anderem, wenn angesichts der höchst unterschiedlichen Sorgfalt beziehungsweise Nachlässigkeit bei der Ausfertigung der Statueninschriften gefragt wird, »warum [...] der für archaische Plastik so charakteristische Perfektionismus beim Bild (endete) und [...] sich nicht auch auf dessen Inschrift (erstreckte)«, und dies dann als eine Frage von »Brisanz« eingestuft wird, wenn »die Inschrift auf der Statue selbst erscheint« (S. 187). Eine an sich gute Frage, wobei das Beobachtete allerdings schon deutlich weniger »brisant« erscheint, wenn man das Phänomen zunächst einfach einmal nur zur Kenntnis nimmt und – auch jenseits der vorliegend bemühten Kategorien und Erklärungsmuster – nach weiteren geeigneten Methoden zu ihrer Beantwortung Ausschau hält. »Materialität« kann nicht alles und muss dies auch nicht.

Von derlei Befangenheiten entbunden, erwiesen sich auch so manche (wissenschaftlich nicht rückgebundenen) subjektive Äußerungen und (wissentlich) nicht weiterführende Vergleiche als verzichtbar. Sie dienen weniger einem wirklichen Erkenntnisgewinn als dem Aufbau von wirklichkeitsfernen Antithesen, deren Widerruf nicht nur vorgesehen, sondern sogar als »heuristischer« Akt darstellbar scheint. Derlei Stilmittel führen beim Leser jedenfalls zum unnötigen Verschleiß seiner Aufmerksamkeit: So beim rein hypothetischen Sinnieren darüber, dass der Bildhauer bei der Nikandre-Weihung auch »Bild und Schrift maximal ineinander [hätte] greifen« lassen können, wobei dann »die gerundeteren Bereiche der Statuenoberfläche bessere Kandidaten für die Aufnahme der Inschrift gewesen« wären (S. 161). Oder mit der unverbindlich wertenden Feststellung, dass der Bildhauer »die Länge der Inschriften falsch abgeschätzt« habe, der »benötigte Platz nicht besonders präzise vorausberechnet« worden sei, was zu einer dritten Rumpfzeile geführt habe, worin sich ein »äußerst überraschender Mangel an präziser Vorausplanung manifestiere« (S. 161 f.), während gute zwanzig Seiten später unvermittelt anerkannt wird, dass es, wie im Fall der Kore des Cheramyes, »einfach passiert« [ist], weil es »passieren durfte« (S. 184). Oder beim Anführen (wissentlich) unhaltbarer anachronistischer Vergleiche der Rolle und »Layout-Konvention« von Randstreifen auf den archaischen Schriftträgern mit denen mittelalterlicher illuminierter Codices oder moderner Textverarbeitungsprogramme (S. 162), die zunächst vorgeführt werden, um dann im konkreten Fall die Nichtvergleichbarkeit festzustellen (»Ein solcher Randstreifen um den beschriebenen Bereich des materiellen Schriftträgers spielt im Layout der Nikandre-Inschrift nun offenbar keine Rolle«, S. 162 f.).

In der Summe lässt einen der Band etwas ratlos zurück. Hinsichtlich der beachtlichen Dichte an sorgfältigen Detailbeobachtungen ist er von unbestreitbarem Wert. Doch generiert all dies in Verbindung mit Anspruch und Bereitschaft, einem wenig konturierten Materialitätscredo alles – sprachlich, terminologisch und argumentativ – unterzuordnen, mehr Verunklärung als nötig. Der Verzicht auf eine Definition von »Materialität« als Leitbegriff der Studie wie auch auf eine kritische

Überprüfung seiner Tauglichkeit für den Forschungsgegenstand ist sicher der einschneidendste Schwachpunkt. Nicht minder gravierend ist die unterlassene Anbindung an die bereits umfänglich von Seiten der Epigraphik geleistete Betrachtung von Inschriften jenseits ihrer reinen Textinhalte. Eine Definition von »Materialität« als Kategorie, die Darlegung der von ihr erwarteten epistemischen Funktion, ihre Korrelierung mit weiteren methodischen Perspektivierungen und das Einbinden genuin epigraphischer Expertise seien dem Teilprojekt für die letzte Phase unbedingt ans Herz gelegt. Die kontrapunktisch vorgestellten »Perspektivierungen ex post« (viertes Kapitel, S. 196–210) bieten dafür bereits einen vielversprechenden Ausblick.

Heidelberg

Francisca Feraudi-Gruénais